

Nepal 2022

Wie lange wird es die Vergangenheit noch geben?



Das Licht des erwachenden Tages zeichnet die Silhouette der Glarner Alpen in zarten Rosatönen. Messerscharf hebt sich der Tödi ab in der klaren Novemberluft. Wir sitzen in einer Triple-Seven der Qatar Airways im Landeanflug nach Zürich-Kloten. Passkontrolle, Gepäck ab dem Förderband, Rolltreppe zum Flughafenbahnhof, S 2 nach Ziegelbrücke. Wie viele Male habe ich dies in den letzten Jahren und Jahrzehnten gemacht? Ich weiss es nicht einmal annähernd.

Ist das Heimkommen immer noch dasselbe wie früher? Mit dem Alter ändert sich manches, schleichend. Ich muss nicht mehr am gleichen Tag zum Klausenpass hoch, um zu sehen, ob die geliebten Kletterwände immer noch zum Himmel streben. Nicht mehr sofort zum Brüggler steigen und für mich allein eine Route durch die plattige Wand klettern. Nicht mehr sofort ins Klöntal fahren, das mit jedem Jahr mehr verliert.

-.-



In der Unterführung am Bahnhof Ziegelbrücke höre ich Kinderstimmen. Drei meiner Enkel holen mich ab. Die Vierte, bald zwei Monate alt, werde ich bald besuchen. Nein, das Heimkommen hat andere Werte bekommen.

-.-

Zu Hause in Elm, neben einer Tasse Kafi, lese ich die Zeitungen eines Monats oberflächlich durch. Wie immer sind wir ohne Nachrichten, ohne Internet, unterwegs gewesen. Was ist gelaufen in der Schweiz? Ist die Brasserie Lorraine in Bern abgefackelt worden? Sind die Pächter gerädert oder wenigstens gevierteilt worden? Nichts ist geschehen. Doch halt – in Elm schon. Im ganzen Talabschluss vom Hausstock zum Leiterberg und weiter gibt es jetzt neu ein Betretungsverbot. Erlassen werden solche Verbote in Bern. Die Verträge zum Waffenplatz Wichlen schliessen das zwar aus, aber richtige Mächtgern-Autokraten kümmern solche Bagatellen nicht. Wir könnten uns ja gerichtlich wehren, meinen sie. Das Beamtenpack hingegen prozessiert mit Steuergeldern. Es geht also weiter d Schissigass abä für die indigenen Glarner.

Ich lege die Zeitungen lieber zur Seite und flüchte mich zu den Föteli des diesjährigen Trekkings in Nepal. Das bringt mich schnell wieder ins Lot.

-.-



Unser Jeep biegt ab in eine enge Dorfstrasse. Es ist Mittag. In der Dorfbeiz gibt es Dal Bhat, das Nepalische Nationalgericht. Das ist dort eigentlich überall so. Reis, Linsen an dünner Sauce und ein Gemüsecurry dazu. Nach so vielen Nepalreisen fühlt sich das auch wie Heimkommen an. Nach dem Essen schüble ich ein Stümpli auf dem Hocker vor dem Eingang. Ein alter Bauer schlürft vorbei. Er holt Futter für seine Ziegen, stoppt aber seine Schritte und mustert mich intensiv. Ich bin mich das gewohnt. Bleichgesicht mit Bart, selten in den Gegenden des Himalayas, die wir jeweils aufsuchen. Mehr als mein Bart interessiert ihn aber mein Stümpli. Er macht ein Handzeichen. Ich biete ihm eins an. Bedanken tut er sich nicht. Wieso auch? Er würde ja auch teilen. Er setzt sich hin nach Nepali-Art, Kauerstellung ohne Hocker. Eine Stümplihälfte löst sich in Rauch auf, dann löscht er. Die ganze Kostbarkeit auf einmal weg, nein, das spart er noch ein bisschen auf. Dann macht er sich davon. Die Ziegen warten.

-.-



Der dritte Trekkingtag findet uns bereits abseits der üblichen Routen. Es gilt, tausend Höhenmeter zu einem Pass an zu steigen. Dies ist der einfachste Zugang zum abgelegenen Dorf Gurjakhani. Der gut angelegte Weg führt durch einen eindrücklichen Urwald. Einige Einheimische sind unterwegs. Oben auf dem Pass steht ein Tea House. Tatsächlich treffen wir hier auf eine weisshäutige, grauhaarige Touristin. Sie ist alleine unterwegs, ohne Porter, trägt ihren grossen Rucksack selbst. Wir ahnen noch nicht, dass wir während dem ganzen Monat keinen weiteren Westler mehr antreffen werden. Auch diese hier ist keine typische Touristin. Sie hat einen Teil ihres Lebens in Gurjakhani verbracht und kommt nun auf einen Besuch vorbei. Wir werden vor unserem Rückflug in Kathmandu einen sehenswerten Bildband von ihr kaufen, mit Geschichten über das Dorf und Interviews mit den Bewohnern. Ein Zeugnis einer Welt, die bald endgültig verloren geht.



Ein weiterer Tausend-Meter Anstieg steht an, diesmal auf einem Alpweglein, das einige kitzlige Stellen aufweist. Unsere zwölf Tragetiere, die Donkeys, bekunden etwas Mühe und brauchen viel Zeit. Aus dem endlosen, bambusbewachsenen Steilhang gelangen wir unvermittelt auf die Passhöhe bei 3840m. Auf der anderen Seite streift unser Blick über eine sanft geneigte Alpwiese mit einigen Rhododendronbäumen. Wir warten auf unsere Donkeys mit allem Gepäck, zunächst noch an der Sonne. Um halb sechs dann ist es dunkle Nacht und wir warten noch immer. Zwei unserer Kitchen-Boys haben zu uns aufgeschlossen mit dem grossen Benzinkocher und etwas Proviant. Nach einigem suchen finden wir zu dieser kalten Spätherbstzeit endlich etwas Wasser. Bald schnurrt der Kocher. Die Noodle Soup wird angereichert mit viel Zwiebeln, Knoblauch, Ingwer und Chili. Sie wärmt von innen und das Lagerfeuer aus Rhododendronästen von aussen. Erst um halb zehn in der Nacht treffen alle ein und wir können im fahlen Mondlicht unsere Zelte aufbauen. Ein Dal Bhat gehört noch dazu, bevor wir zufrieden in den warmen Schlafsack kriechen.

Daragaon ist ein hübsches Dörfchen aus acht Häusern. Auf der Karte ist es nicht zu finden. In der Realität existiert es aber, wir stehen nämlich auf dem Dorfplatz und plaudern mit den Bewohnern. Sie bieten uns köstliche Äpfel an. Die Kinder basteln Blumenketten und hängen sie uns um den Hals. Wir wissen, dass während der Bürgerkriegszeit die Maoisten in dieser Gegend ihr Hauptquartier hatten. Ein älterer Bewohner und Zeitzeuge der damaligen Auseinandersetzungen anbietet sich, uns zu diesen Urwaldverstecken zu führen. Wir folgen ihm auf schmalen Wegen in eine tiefe, enge Schlucht. Nicht alle schaffen die Bachüberquerungen trocken. Unter überhängenden Felsen in diesem unzugänglichen Gebiet hielten sich damals mehrere tausend Kämpfer auf. Wir können uns gut vorstellen, dass sie sich in dieser abnormal wilden Gegend sicher fühlen konnten. Ich überlege mir kurz, wo wir im Glarnerland unsere Verstecke einrichten könnten, um gegen die Berner Verwaltung ins Feld zu ziehen. Ich verwerfe den Gedanken wieder. Die noch verbliebenen Schweizer würden nicht kämpfen.

-.-



Wieder ein warmer Tag. Der Aufstieg am Sonnenhang ist schweisstreibend und macht Durst. Im kleinen Magar-Dorf Yamakhar erkundigen wir uns nach einem Tea Shop. Gibt es hier nicht, sagt eine junge Frau am Dorfbrunnen. Sie würde aber gerne Tee aufsetzen in ihrem Haus, wir dürften jedoch nichts bezahlen. Gerne setzen wir uns in die saubere Küche. Sie ist die Dorflehrerin, erfahren wir, als sie das Teekraut einrührt. Ob dieser Zeremonie beginnt der Unterricht mit einer kleinen Verspätung. Wir begleiten die Lehrerin zum Schulhaus über dem Dorf. Es gibt nur eine erste und eine zweite Klasse. Bei diesem Wetter findet der Unterricht im Freien statt. Die Verspätung ermöglicht es auch einigen Nachzüglern, sich rechtzeitig einzufinden. Die Tafel mit dem heute zu lernenden Buchstaben wird zwischen die Steine gestellt. Es geht zu wie im Bienenhaus.

--



Maikot liegt spektakulär auf einer Gratkuppe mit ineinander geschachtelten Häusern wie ein Wehrdorf. Auf einer Seite liegt ein grosser Talkessel mit terrassierten Feldern. Hirse, Mais, Kartoffeln, Rüben und Chili gedeihen im Überfluss. Die andere Seite fällt sehr steil ab über mehrere hundert Meter in die Schlucht des Sani Bheri River. Auf dem flachen Dach des obersten Hauses werden wir zum Tee eingeladen. Bedingung: Wir dürfen nichts bezahlen, wenn schon mal fremde Gäste vorbei

kommen. Auf den Flachdächern werden die Maiskolben in runden Bambushäuschen gelagert. Kartoffeln werden in gedeckte Gruben gelegt. Feuerrote Chilli Beans trocknen in der warmen Herbstsonne. Hirse kommt als köstliches Mus – „Dido“ – auf den Tisch. Marihuana wächst am Wegrand. Es fehlt also wirklich nichts.

Unser Blick schweift zum Dorf am Gegenhang, wo bereits das Ende der neuen Strasse erkennbar ist. Der Bau ruht gerade, weil sich die Dörfer wegen der Linienführung streiten. Die Einheimischen wissen, was sie durch die Strasse gewinnen können. Nur wenige haben eine Ahnung, was sie verlieren werden.

-.-



Unsere Zelte stehen auf einem flachen Rasen im Niemandsland ausserhalb von Maikot. So ganz im Niemandsland doch nicht – zwei Bauernhäuser befinden sich in Sichtweite. Ein Ziegenhirte mit seiner meckernden Schar zieht langsam vorbei. Die Ziegen finden den Stacheldrahtverhau um einen Gemüsegarten bestenfalls amüsant, aber nicht störend. Sie lassen sich nicht aufhalten. Aufhalten lassen sich jedoch die Jugendlichen aus Maikot, die mit Tragekörben dem Wald zustreben, um die Brennholzvorräte für den Winter aufzustocken. Sie setzen sich am Wegrand nieder und diskutieren über diese kleine Gruppe von Unbekannten, die sich hier nieder gelassen hat. Auch das ältere Bauernpaar aus dem Nachbarhaus stattet uns einen Besuch ab. Sie ahnen, dass wir auf biologisch einwandfreie Ernährung achten und

bringen uns selbstgebrannten Rakschi aus der Hirse ihrer Felder mit. Die Plauderei ist angeregt, da sie als Auftakt zum Besuch bereits ein oder zwei Schlucke selbst genehmigt haben. Sie führten nun ein zufriedenes – und fröhliches – Leben ohne Verpflichtungen und warten auf das gelegentliche Ende, wie sie sagen. Ihre drei Söhne seien erwachsen und ausgeflogen. Einer arbeite in Japan, einer in Malaysia und einer sei Kinderarzt in Nepal. Wir haben am Vortag die Schule kurz besucht, wo das Fundament für diese Karrieren gelegt wurde. Zur damaligen Zeit war Maikot noch mindestens fünf Tagesmärsche von der nächsten Strasse entfernt, also ziemlich ab dem Schuss. Braucht es eigentlich Anschluss an die Welt, um weltoffen zu sein?





Dhule, acht Häuser, Traumlage, frühe Morgensonne und lange Abendsonne. Nächste Nachbarn einen Tagesmarsch entfernt. Die Einwohner sind ethnische Magar, deren Begrüßungsformel „Je-do“ lautet. Wir wissen das bereits, was uns die Kontaktaufnahme erleichtert. Sofort bekommen wir eine Unterkunft in einem der Häuser, bei Mutter und Tochter. Das Feuer züngelt im Herd. Bald brutzelt das Shikuti in der Pfanne. Diese würzigen Fleischstreifen hängen an der Zimmerdecke über dem Herd und werden mit Zwiebeln, Knoblauch und Chili zu einem köstlichen Snack aufgerührt. Bei dieser Gelegenheit zeige ich der Hausherrin meine total zerschlissenen Hosen, die an der Hinterseite einige Einblicke zulassen. Sie lacht laut und erklärt sich bereit, mir morgen einen ihrer knöchellangen Schafwollröcke zu überlassen. Ich freue mich schon auf die folgenden Etappen in der indigenen Bekleidung. Viele Forscher und Reisende hatten schon immer auf diese Methode zurückgegriffen, um nicht als fremde Fötzel erkannt zu werden. Allein, ich musste in eigenen Hosen auf den Weiterweg. Wie mir unser Sirdar verraten hat, war sie der Meinung, ich könnte ihr für den Rock nichts bezahlen. Na ja...



Tatsächlich, ein Riesenrad. Wir stehen mit staunenden Augen vor einem Riesenrad. Vor zwei Tagen haben wir die letzte Siedlung hinter uns gelassen und bis zum nächsten Dorf wird es nochmals zwei Tage dauern. Wir haben keine Menschenseele angetroffen, lediglich einige Blauschafe. Je nach Wiedergeburt könnten diese jedoch auch eine Menschenseele haben. Oder wechselt mit der Reinkarnation auch die Seele? Auf über 4000 Metern in dieser unwirtlichen, gottverlassenen Gegend steht nun diese massive Metallkonstruktion. Etliche Mäuerchen und Feuerstellen drum herum zeigen uns, dass hier im Sommer ein Zelt Dorf steht. Bewohnt wird es von ganzen Familien. Sie ziehen im Frühjahr hinauf auf die kargen Bergflanken und suchen nach Yarsagumba. In dieser Raupe, die im Erdboden lebt, parasitiert ein Pilz (*Cordyceps sinensis*). Er wächst aus dem Kopf der Raupe. Diese Kombination spielt in der Chinesischen Medizin eine Rolle. Allerdings gilt sie in China auch als Aphrodisiakum ersten Ranges, was den astronomischen Preis erklärt. Schon eine einzige dieser schwer zu findenden Raupen entspricht in den Berggebieten Nepals einem Tageslohn. Eine Handvoll ist ein Vermögen wert. Im Frühjahr entvölkern sich deshalb ganze Dörfer mit Kind und Kegel. Die Schule wird höchstens noch vom Lehrer besucht. In früheren Jahren sind uns ganze Karawanen von indischen Familien samt Hausrat begegnet, die nach Goldgräberart so ihr Glück suchten. Die Gouverneure etlicher Provinzen haben dem nun einen Riegel geschoben. Die Yarsagumba Ernte bleibt den Einheimischen vorbehalten. Dies ist ein deutlicher Hinweis auf die Rückständigkeit der Nepalischen Demokratie. Die Gewählten

schauen für ihre Bürger. Man stelle sich so etwas in der vermeintlich höher entwickelten Schweiz vor. Da kann die demokratische Glarner Landsgemeinde noch lange eine eigene Meinung haben. Der Berner Beamten-Wasserkopf sorgt sofort dafür, dass die Selbstbestimmung ausgehebelt wird. Die regieren per Verordnung. Aber wie kommt nun das Riesenrad nach Purbang? Haben einige so viele Raupen gefunden, dass sie für ihre Kinder ein zerlegtes Riesenrad auf Maultierrücken hierher transportieren konnten?

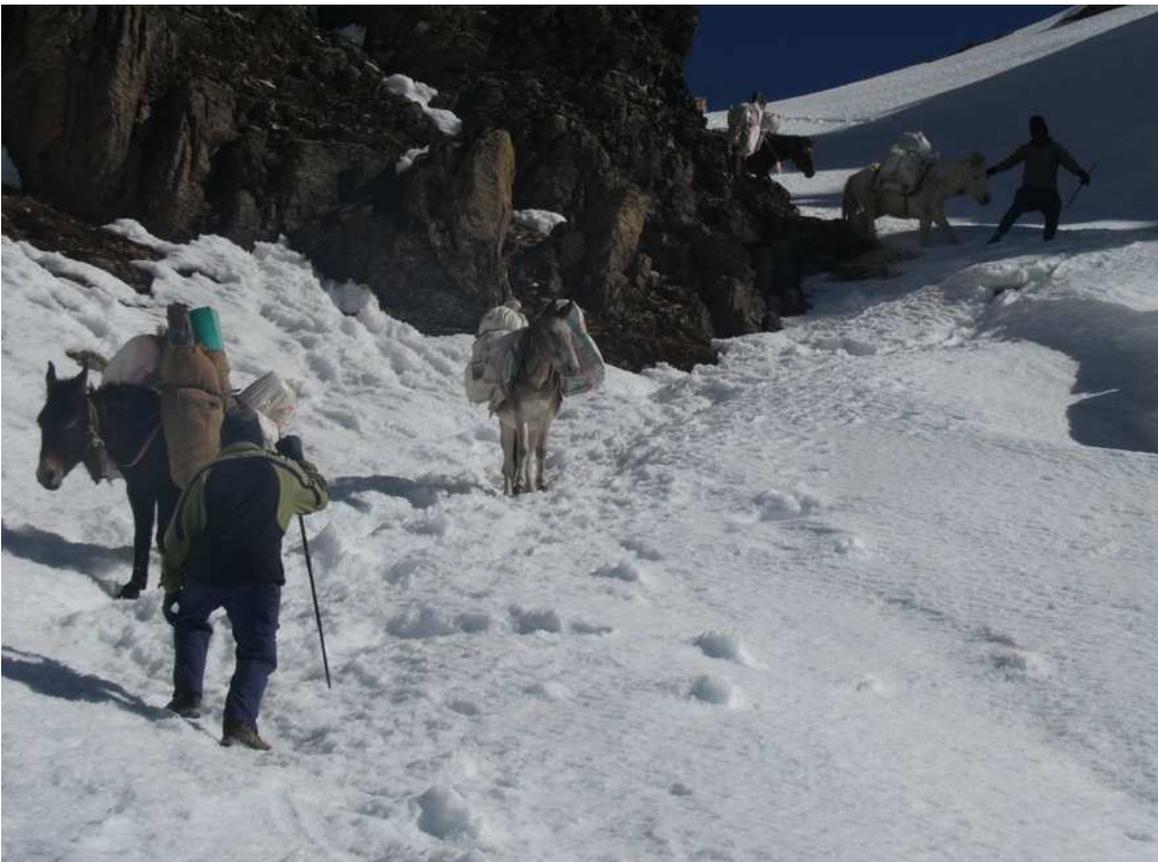
-.-



In schrägem Anstieg führt unser Pfad durch ein knorriges Birkenwäldchen auf einen Grat mit Himalayakiefern. Ein schöner Aussichtspunkt. Vor den Füßen geht's senkrecht hinunter in eine tiefe Schlucht. Auf der anderen Talseite erkennen wir zwei Dörfer inmitten terrassierter Felder. Dort müssen wir hin. Aber wie? Hier wird's ja kaum hinunter gehen? Ein paar Meter noch über eine Trampelspur zu einer Kanzel. Völlig überraschend erkennen wir hier den aus dem Felsen gehauenen Weg, der sich hinunter schraubt wie am Gemmipass. Unsere beiden Eseltreiber berühren kurz den Hinduschrein am Pass und folgen ihren Donkeys, die schon hinunter stürmen. Der spannende Weg führt weit hinunter zu einer Hängebrücke und selbstverständlich

auf der Gegenseite wieder weit hinauf zum Dorf Thargaon. Ein Bauer holt Kartoffeln aus einer Vorratsgrube im Feld. Seine Frau schaut zu und raucht eine grosse Haschischpfeife. Sie scheint zufrieden mit sich und der Welt. Wir wären zufrieden mit einem Tee bei dieser trockenen Luft. Auf dem Flachdach eines Dorfhauses wird uns einer serviert. Die Bewohner mustern uns. Tee trinken und plaudern, dann strecken wir die Hände wieder zu den Rucksäcken aus. Nein, wir könnten nicht gehen, die Aloo (Kartoffeln) wären nun bereit. Gschwellti mit Chili-Dip, das Beste. Die wären also für uns. Schliesslich habe sich bisher nur ein einziges Mal ein Westler hierher verirrt. Wir setzen uns wieder hin und greifen herzhaft zu. Wir widerstehen dem Drängen der Einwohner, uns hier nieder zu lassen. Unser Weg ist schliesslich noch weit. Im nächsten Dorf müssen wir eine Einladung zum Tee ausschlagen, sonst würden wir wohl von der Nacht eingeholt. Bei so viel Gastfreundschaft reichen unsere Trekkingtage nirgends hin.

-.-



Eine kleine Scharte im felsigen Kamm, das muss unser Passübergang sein. Der hart gefrorene Schnee, der hier alles bedeckt, ist Ende September gefallen und hat damals etliche Trekkergruppen im ganzen Land in arge Bedrängnis gebracht. Viele mussten mit Helis ausgeflogen, einige davon als tote Lawinenofer. Ein stotziges Couloir zieht zu einer geneigten Terrasse hinunter. Hier müssen wir durch. Ich denke

an unsere Donkeys. Wir müssen sie hinunter führen, also warten wir auf ihr Eintreffen. Würde einer ins Rutschen kommen, gäbe es kein Halten mehr. Unsere Nerven sind sehr angespannt, aber alles geht gut. Nach zwei Stunden erreichen wir schneefreies Gelände. Dann Flachstücke und Steilstufen im bunten Wechsel, endlos. Tiefer im Tal finden wir schöne Lagerplätze, leider im Spätherbst ohne Wasser. Unglaublich, die Wildheit dieser fast unberührten Landschaft. Die Dunkelheit schleicht aus dem Schluchtgrund zu uns herauf. Das allerletzte Tageslicht, ein flacher Platz und – ein Bach. Schnell sind die Zelte aufgestellt, mitten im Weg. Zwei einheimische Bauern staunen am Morgen. Sie wollen auf ihrer Sommeralp die letzten Feldfrüchte holen und wir verbarrikadieren ihren Weg.

-.-



Anderthalb Stunden brauchen wir bis zu ihrem Dorf. Für sie natürlich auch bei Dunkelheit keine Sache. Für uns wäre es eher schwierig gewesen. Nun blicken wir auf Sisne, diesem Bijou in einem schwach angedeuteten Geländekessel in einem steilen Berghang. Wir können uns kaum satt sehen. Weit zieht sich das schluchtartige Tal noch hinaus. Wir sehen weitere kleine Dörfer in der Ferne. Irgendwo im Nirgendwo dazwischen treffen wir auf zwei kleine Knaben, die sich neben ihren Tragekraxen ausruhen. Sie haben saftige Blätter für ihre Ziegen gesammelt. Ein gute Gelegenheit, meinen Schokoriegel aus dem Pack Lunch loszuwerden. Ich stelle meinen Rucksack auf den Boden, öffne die Deckeltasche –

und schon sausen die Jungs davon. Steil über das Rasenbord hinab, trotz meinen Schokoladerufen. Sind wir die ersten Ausserirdischen, die sie treffen? Sie denken wohl, der bärtige Hindu-Samichlaus wolle sie in seinen Sack stecken. Erst beim Weitergehen entdecken wir sie in einer Lichtung auf einem tiefer liegenden Weglein wieder. Sie warten ganz angespannt, bis die Luft wieder rein ist.

-.-

Gelegentlich nehme ich wieder die restlichen Glarner Zeitungen zur Hand und versuche mich hier wieder zurecht zu finden. Ulrica hat mir einen Artikel zur Seite gelegt, der mich vielleicht interessieren würde. Ein Glarner Bergsteiger schreibt über seine Himalayaexpedition vom September. Den Achttausender Manaslu wollten er und seine Partnerin besteigen. Ich lese von mehr als tausend Zelten im Basislager, von riesigen Lounge-Zelten mit Liegesofas, von Fixseilen vom Basislager bis zum Gipfel, jeden Meter, vom Stau, wenn von hundert Personen in der Kolonne eine stockt. Von Funkverbindungen, die unterbrochen werden. Von fix stationierten Helikoptern, die Himalayisten von höheren Lagern zum Tee ins Basecamp fliegen. Zwar haben die zwei Glarner vorzeitig abgebrochen, aber sie würden sofort wieder gehen. Ich merke, dass diese neue Bergsteigerwelt nichts mehr für mich wäre. Haben wir wirklich dasselbe Land durchwandert? Dabei haben wir den Manaslu, den schönsten Achttausender, doch auch schon bestiegen. Siebzehn Jahre ist das her. Eine einsame Sache damals. Der Herdentrieb sorgt wenigstens dafür, dass sich die Schafe auf die gleichen wenigen Ziele versteifen. Den namenlosen Rest gibt es zum Glück immer noch – ich weiss auch schon, wo.

